

Zeitschrift: Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz
Herausgeber: Schweizerischer Verband für das Gehörlosenwesen
Band: 74 (1980)
Heft: 23

Rubrik: Nach 40 Jahren : wir dürfen uns nicht beugen, vor wem es auch sei

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nach 40 Jahren: Wir dürfen uns nicht beugen, vor wem es auch sei

Wir lesen in einem Nachruf: «Mit seinem Hinschied hat ein arbeitsreiches, vielseitiges, von Helferwille und Güte getragenes Leben seine Erfüllung gefunden.» Diese Wort waren für Dr. iur. Gaudenz Canova (1887 bis 1962), Rechtsanwalt und Politiker in Chur, geschrieben worden. Canova war auch einige Jahre Vertreter der Sozialdemokratischen Partei im Nationalrat. In Bern forderte er, trotz Kopfschütteln mancher Ratskollegen, die Ausweisung des in Davos wohnenden Wilhelm Gustloffs. Wir verweisen auf unseren in Nr. 22 der GZ erschienenen Artikel «Die Schüsse von Davos». Auch im Ständerat hatte der freisinnige Thalman vor dem für unsere Heimat gefährlichen «Landesgruppenleiter» in Davos gewarnt. Die St. Galler Regierung verbot Gustloff sogar das Betreten des Kantons.

Im Saal, in dem David Frankfurter 1936 zu 18 Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, hielt Canova als Präsident des Grossen Rates, des Kantonsrates, seine Eröffnungsrede. In den Tageszeitungen konnte man lesen: «Dr. Gaudenz Canova eröffnet die Sitzung und die Session durch eine Ansprache, in welcher ein Rückblick geworfen wird auf den bisherigen Verlauf des neuen Weltkrieges. Der Redner spricht die Erwartung aus, es möge die Schweiz alle ihr drohenden Gefahren innen- und aussenpolitischer Natur siegreich überwinden.»

Was war da passiert

Die Eröffnungsansprachen der bündnerischen Standespräsidenten wurden sonst immer voll und ganz in den bündnerischen Tageszeitungen abgedruckt. Spielten da wieder einmal Parteistreitigkeiten? In Artikel 55 der Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft heisst es: «Die Pressefreiheit ist gewährleistet.» Im Ersten Weltkrieg 1914 bis 1918 gab es eine Nachkontrolle von Zeitungen und Büchern. Wurden Berichte oder Schriften veröffentlicht, die die Kontrollstelle der Armee nicht an die Öffentlichkeit bringen wollte, so wurde das Erscheinen solcher Zeitungen verboten, und die jeweiligen Bücher wurden beschlagnahmt, d. h., sie durften nicht verkauft werden. Bei Ausbruch des Zweiten Weltkrieges 1939 hatte man in der Armee eine Abteilung «Presse und Rundfunk». Es gab also auch damals keine Zensur. Bücher und Zeitungen, also alles Gedruckte, wurden keiner Kontrolle unterzogen. Da hätte man Hunderte von Mitarbeitern einstellen müssen. Es blieb auch im Zweiten Weltkrieg beim alten System. Man konnte das Erscheinen einer Zeitung für gewisse Zeit oder auch ganz verbieten, Bücher und gedruckte Schriften konnte man beschlagnahmen. Dasselbe machte man auch mit Bildern. Zu all diesen Massnahmen hatte der Bundesrat das Mitspracherecht. Gänzlich verboten wurden zum Beispiel eine nationalsozialistische Basler Zeitung, die kommunistische

«Freiheit», der «Volksbund» und das «Journal des Nations». 1942 wurden dann «Presse und Rundfunk» von der Armee an das Justiz- und Polizeidepartement abgeschoben.

Canovas Eröffnungsansprache

Man suchte die vom damaligen Standespräsidenten schriftlich festgehaltene Ansprache vorerst bei seinen Angehörigen in Chur. Sie war unauffindbar. Schliesslich fand man sie im Archiv der Schweizerischen Bundesanwaltschaft in Bern:

«Zum dritten Male haben Sie sich hier zur Session (ordentlichen Sitzung) eingefunden seit dem Tag, an dem die Furien (Rachegöttinnen) des furchtbarsten Krieges, den die Welt je erlebte, über die arme Menschheit entfesselt wurde, von jenen, die den Eigennutz zum obersten Gesetz, die Gewalt zum höchsten Recht erhoben haben. Die, die Lüge und die Verleumdung (üble Nachrede), den blutigen Mord und die brutalste Gewalttätigkeit zu den vornehmsten Mitteln zur Stützung ihrer Macht betrachten und rücksichtslos anwenden. Auf ihren Befehl fielen ihre Truppen mordend, raubend und brennend über friedliche Völker her und stürzten sie in unsägliches Leid und Elend, in abgrundtiefe seelische und materielle Not. Gestern noch friedliche, glückliche Länder, sind heute schaurige Stätten der Verwüstung. Ihre Einwohner sind getaucht in ein Meer von Blut und Tränen. Auch unser Land schwebt in höchster Gefahr. Schwere Sorge um unsere Freiheit und Unabhängigkeit lastet auf Volk und Behörden. Noch ist uns das Schlimmste erspart geblieben. Noch haben unsere Wehrmänner die Feuerprobe nicht bestehen und unsere Frauen und Kinder nicht schreckensbleich in die Luftschutzkeller fliehen müssen. Noch ist unsere Zivilbevölkerung nicht zu Hunderten und Tausenden in Stücke zerrissen oder zu Krüppeln geschlagen worden. Noch leiden wir auch keinen Mangel an Lebensnotwendigem. Noch sind wir Privilegierte (Bevorzugte) des Schicksals. Es sind auch keine Anzeichen dafür vorhanden, dass unsere Heimat in allernächster Zukunft in den Strudel des Massenmordes hineingerissen werde. Doch wäre es töricht (dumm), uns in Sicherheit zu wiegen. Auf jene, die Worte- und Vertragsbruch zur Staatsmaxime (oberste Regel, oberster Grundsatz des Staates) erhoben haben, ist wahrlich kein Verlass. Und — wie wir uns ihnen gegenüber auch verhalten mögen — jene, die die eigenen Verbrechen zum Vorwand nehmen, um den Nachbar mit Krieg zu überziehen, werden einen solchen Vorwand immer finden, wenn der Ueberfall in ihren Plänen liegt und die Zeit günstig und gekommen scheint. Wir müssen daher alles tun und nichts vernachlässigen, was zur erfolgreichen Verteidigung unseres Landes beitragen kann. Wir wollen die von uns geför-

Im Rückspiegel

Inland

- Hormon im Kalbfleisch gibt viel zu reden und Stoff für die Zeitungen.
- In der Nacht vom 10. auf den 11. November wurden in Rom auf unsere Swissair-Agentur und das Büro der Schweizerischen Verkehrszentrale Sprengstoffanschläge verübt.

Ausland

- Der DDR-Staatsratvorsitzende E. Honecker weilte zu einem Besuch in Wien.
- Der italienische Aussenminister hielt sich in Moskau auf. Es geht um grössere Geldgeschäfte.
- Das oberste Gericht von Polen hat die neue Gewerkschaft «Solidarität» geschützt. Der angedrohte Generalstreik fand nicht statt.
- Der ehemalige iranische Aussenminister Ghotbzadeh wurde verhaftet. Tausende demonstrierten dagegen, so dass er wieder auf freien Fuss gesetzt werden musste.
- Am 11. November ist die KSZE-Folgekonferenz in Madrid eröffnet worden. Es ist die Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa. 35 Staaten sind vertreten. Darunter auch die Schweiz. Vier Wochen soll die Konferenz dauern.
- Der deutsche Bundeskanzler Schmidt und sein Aussenminister Genscher waren in den USA.
- Der neue amerikanische Präsident Reagan will in seinem Lande einen Wohlstand erreichen, an dem alle teilhaben sollen!
- Nach fünftägigem Aufenthalt in Deutschland ist Papst Johannes Paul II. am 19. November nach Rom zurückgekehrt.

derten Wehropfer nicht scheuen und die uns auferlegten Lasten mit freudiger Hingabe auf uns nehmen. Wir sind noch lange nicht an der Grenze unserer Leistungsfähigkeit angelangt. Wir können, wenn wir nur wollen, um unser Volk einen Schutz- und Trutzwall errichten, dessen Durchbruchversuch auch der Mächtigste und Kriegstüchtigste sich wohl zweimal überlegen wird. Wir müssen aber handeln, rasch und entschlossen handeln, unter Einsatz all unserer Kräfte. Die Gefahr steht riesengross vor uns. Die Gefahr der fünften Kolonne. Darunter verstehe ich nicht nur die eigentlichen Verräter, Spione und Saboteure (Zerstörer öffentlicher Einrichtungen, z. B. Verkehr). Mit diesen ist es nicht so schwer, fertigzuwerden. Gegen sie ist das Notwendigste vorgesehen. Grösser ist die Gefahr der Selbstverleugnung, der Aufgabe seiner selbst, die Gefahr der An-

passungs-, Gleichschaltungs- und Anschlussbereitschaft, die Gefahr des geistigen Landesverrats und des Defaitismus (Untergraben unseres Kampfgeistes, unseres Widerstandes). Gar zu viele unserer Landsleute lassen sich durch die sehr geschickte und äusserst intensive (starke) fremde Propaganda beeinflussen. Ohne es selber zu merken, verfallen sie einer unschweizerischen Ideologie (Ansicht), und die Anpassungsbereitschaft ist bei ihnen schon vorhanden. Die Abwehr dieser gefährlichen Beeinflussung wurde uns durch die höchste Behörde des Landes erschwert durch eine höchst bedenkliche Einschränkung der Presse- und Redefreiheit. Aus Furcht wird verboten, die Wahrheit zu sagen und die Lüge zu bekämpfen. Aus Furcht darf gegen das Unrecht nicht protestiert, für das Recht nicht eingetreten werden. Unter dem Vorwand der Wahrung der Neutralität soll uns eine selbständige Urteilsbildung und die freie Äusserung unserer Meinung verunmöglicht

werden, aus der Ueberlegung heraus, dass ein freies Urteil, eine freie Meinung nicht zum Wohlgefallen der Mächtigen ausfallen müsste. Eine so verstandene Neutralität, die zur Aufhebung unserer elementarsten Rechte und Freiheiten führt, kann nicht von gutem sein, sondern führt uns geradewegs dahin, wohin wir nicht wollen, zur Unterdrückung aller Freiheiten, zur Schwächung unseres Wehrwillens. Wir dürfen uns geistig nicht beugen, vor wem es auch sei. Es sei denn, wir anerkennen seine geistige Ueberlegenheit und seien von seinem besseren Recht überzeugt. Niemals aber dürfen wir unser Gewissen vergewaltigen und uns dazu verleiten lassen, himmelschreiendes Unrecht stillschweigend oder gar ausdrücklich als Recht anzuerkennen. Das ist feiger Verrat an den geistigen Gütern der Menschheit. Das ist eines Mannes und eines Volkes unwürdig. Wenn aber ein ganzes Volk den Mut nicht aufbringt, für die Menschenrechte einzustehen, ist es reif für den Untergang.

Schluss folgt

Korruption, was ist das?

Wir haben in der GZ kürzlich gemeldet: «Italien hat eine neue Regierung.» Die neue Regierung hat einen Skandal aufgedeckt, einen Korruptionsskandal.

Der Autofahrer bezahlt heute in Italien für den Liter Benzin 1½ Franken. Das ist doppelt soviel wie vor fünf Jahren. Solche Aufschläge sind nichts Besonderes. Sie liegen in den Verhältnissen unserer Zeit. Diese Zeitverhältnisse sind keineswegs ruhig, dürfen nicht als normal bezeichnet werden. Auch der Oel- und Benzinpreis ist nicht normal.

In Italien sollten vom Benzinpreis 80 % als Steuern in die Staatskasse fliessen. Hätten fliessen sollen. Sie flossen aber in private Geldtaschen. Ein halbes Dutzend Vertriebsfirmen haben in den Jahren 1973 bis 1977 den Staat um 2000 Milliarden Lire betrogen. Umgerechnet sind das 5 Milliarden Schweizer Franken. Um die Abgaben an den Staat in den eigenen Sack zu bringen, wurde gutes Benzin einfach als schlechtes, für das man weniger Steuern bezahlen musste, an die Tankstellen geliefert und dort wieder als das gute an die Autofahrer weiterverkauft. Mit falscher Warenbezeichnung erschwandelte man sich die Milliarden. 1976 wurde die Sache aufgedeckt. Aber eben, da wusch eine Hand die andere. Man liess den Bericht darüber in tiefsten Schubladen verschwinden. Den Verfasser des Berichtes und Kenner des ganzen Schwindels versetz-

te man an einen höheren Posten und erinnerte ihn an seine berufliche Schweigepflicht. Man ist nun sehr gespannt, was die Gerichte unter der neuen italienischen Regierung da alles ausgraben werden.

In der Sowjetunion wurde zu gleicher Zeit ebenfalls ein Korruptionsfall aufgedeckt. Gegenüber Italien zeigt die Sache einen grossen Unterschied. Der Bürgermeister einer sowjetischen Stadt wurde sofort verhaftet und als gefährlicher Verbrecher zu dreizehn Jahren Haft verurteilt. Angefangen hat es, als der in den Dreissigerjahren stehende Mann Bürgermeister einer grossen Stadt wurde. Kaufleute brachten Geschenke aller Art ins Büro des neuen Bürgermeisters: Blumen, Früchte, feinste Spezialitäten, Kisten mit Wein und Schnaps. Als ihn die Richter fragten, warum er sich so bestechen liess, antwortete er: Es habe so weh getan, auf all die schönen und vielen Sachen zu verzichten. Unter den schönen Sachen waren auch Briefumschläge mit Briefen und anderen Papieren. Das Geschäft des Bestechens und Schmierens blühte immer besser. Man sprach in seiner Stadt, wie einem der Bürgermeister zu guten Stellungen und anderen Annehmlichkeiten verhelfen könne. Stadtgespräch, Stadtklatsch! Kommt es soweit, gibt es keinen Weg mehr zurück. Dann ist nur noch der Weg vor die Gerichte offen.

EC

Zum Lachen oder zum Weinen?

In Lausitz läuteten die Hochzeitsglocken. Josefine lauschte sehnsüchtig am Fenster und wäre zu gern an jener Hochzeit dabei gewesen. Sie grollte ihrer Schulkameradin, die die strahlende Braut war, dass sie sie, Josefine, nicht eingeladen hatte. Dass die beiden nicht eben eng befreundet waren, kam Josefine nicht in den Sinn. Sie waren

beide halt in derselben Klasse, und ausserdem möchte Josefine möglichst bei jedem Fest dabei sein.

Vor Josefines Augen drehten sich die Paare zum Tanz; sie hörte schmetternde Tanzmusik und ach, die köstlichen Speisen! Während sie so sann, kam ihr ein Gedanke...

Vor der Kirche standen bereits wartend eine Menge Leute, die dem Brautpaar gratulieren wollten, sobald es zur Kirche hinausschreitet.

Jetzt wurden die Tore geöffnet, und das glückliche Paar trat heraus. Es wurden Hände geschüttelt, Glückwünsche ausgerufen, Küsschen hier, Küsschen da, und die Kinder bekamen Bonbons vom Bräutigam zugeworfen.

Wie die Hochzeitsgesellschaft nun zu den bereitstehenden Kutschen schritt, bahnte sich ein hübsch gekleidetes Fräulein einen Weg durch die Menge, bis es schliesslich vor dem frischvermählten Paar stehen blieb.

Es war Josefine.

«Meine liebe Berta! Nein, wie mich das freute, heute soeben von deiner Heirat zu erfahren! Meine herzlichsten Glückwünsche für euch beide und hier ein kleines Geschenk von mir!»

Damit überreichte sie der überraschten Braut einen riesigen Strauss langstieliger Rosen.

Und es kam ganz so, wie Josefine spekuliert hatte...

Braut und Bräutigam fanden es irgendwie kleinlich, für ein solch teures Geschenk einfach nur Danke zu sagen und dann abzufahren. So sahen sie sich genötigt, die Grosszügigkeit zu erwidern und Josefine zum Fest einzuladen.

Jubelnden Herzens stieg Josefine mit den übrigen Gästen in die Kutsche und nahm in vollen Zügen am ganzen Fest teil. Sie ass so viel, wie sie nur hinunterkriegen konnte von all den leckeren Sachen, schlug keinen Tanz aus und liess sich von dem teuren Wein so recht beschwippen.

Die Brautmutter bewunderte indessen die vielen Geschenke, die sich ansammelten und ordnete sie fein säuberlich. Die Rosen von Josefine erregten besonders ihre Aufmerksamkeit.

Sie sahen so teuer und so edel aus, doch irgendwie kam der Brautmutter in den Sinn, eine solche Sorte irgendwo schon einmal gesehen zu haben...

Das Fest neigte sich dem Ende zu. Noch klangen so schmelzend süss die Geigen, als Josefine es vorzog, sich bereits jetzt zu verabschieden. Sie wünschte dem jungen Paar noch einmal alles Glück auf Erden, bedankte sich für die Einladung, entschuldigte sich, dass sie morgen leider sehr früh fort müsse und deshalb jetzt ihre Lagerstätte aufsuchen sollte.

Wenig später endete das Fest und die Gäste spakten müde nach Hause.

Auch die Brautmutter steuerte ihrem Hause zu. Sie öffnete das Gartentor, um den Hintereingang des Hauses zu benutzen, und der Weg dorthin führte durch ihren Garten.

Sie hatte ein merkwürdiges Gefühl, als sie auf dem Kies dahinging. Es dämmerte bereits, so dass es nicht mehr so dunkel war.

Da war es!

Mit einem Male war die arme Mutter hellwach! Oh, die schönen Rosen in ihrem Garten waren bis auf einige wenige, nicht ganz so schöne, alle abgeschnitten!

«Oh, du böse Josefine! Jetzt weiss ich, wo du das edle Geschenk ‚gekauft‘ hast!»

Frau Inge Blatter